

Ein Widerspruch von Stoff und Form

Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts
für die finale Krisendynamik

Claus Peter Ortlieb

12. September 2008

Während die herrschende Volkswirtschaftslehre nur die stoffliche Seite der kapitalistischen Produktion zu betrachten glaubt und sich für Größen wie das „reale“ Wachstum des Bruttoinlandsprodukts oder „reale“ Einkommen interessiert – die tatsächlich allerdings durch Geldwerte vermittelt sind –, untersuchen die meisten der der Arbeitswerttheorie verpflichteten Texte denselben Produktionsprozess in Bezug auf die in ihm realisierten Wert- und Mehrwertmengen. Beide Seiten scheinen unausgesprochen davon auszugehen, dass es sich nur um verschiedene Maßeinheiten von Reichtum schlechthin handle.

Dagegen geht der vorliegende Text mit Marx von einem historisch spezifischen, doppelten Reichtumsbegriff im Kapitalismus aus, wie er im Doppelcharakter von Ware und Arbeit repräsentiert ist. Dem Wert als der herrschenden Form des Reichtums im Kapitalismus steht der stoffliche Reichtum gegenüber, auf dessen besondere Gestalt es für die Kapitalverwertung zwar nicht ankommt, der jedoch als Träger des Werts unverzichtbar bleibt. Diese beiden Reichtumsformen treten nun aber mit wachsender Produktivität notwendig und in einer Weise auseinander, die Marx vom Kapital als dem „prozessierenden Widerspruch“ sprechen ließ. Diesem Widerspruch soll hier nachgegangen werden.

Dabei wird das Ziel verfolgt, die Argumentation des 22 Jahre alten Aufsatzes von KURZ (1986), mit dem die Krisentheorie der ehemaligen *Krisis* begründet wurde, vor dem Hintergrund zumindest der ernsthafteren unter den seither formulierten Gegenargumentationen zu überprüfen. Ihr zufolge steuere das Kapital auf eine finale Krise zu, da wegen der wachsenden Produktivität die gesamtgesellschaftliche bzw. globale Mehrwertproduktion auf Dauer abnehmen und die Kapitalverwertung schließlich zum Erliegen kommen müsse.

Hinsichtlich dieser Diagnose unterscheidet sich der vorliegende Text nicht wesentlich von KURZ (1986), sie wird aber aus einem etwas anderen Blickwinkel begründet, der sich auf die Darstellung der gesamtgesellschaftlichen Mehrwertmasse bezieht. Diese lässt sich einerseits, wie KURZ (1986 und 1995) es tut, ausgehend von dem vom einzelnen Arbeiter geschaffenen Mehrwert durch Summation über alle produktiven Arbeiter bestimmen, aber auch, wie es hier geschieht, ausgehend von dem in einer stofflichen Einheit realisierten Mehrwert durch Summation über die stoffliche Gesamtproduktion. Die beiden Darstellungen widersprechen sich nicht, lassen aber verschiedene Aspekte desselben Prozesses in den Blick treten.

Der hier gewählte Zugang ermöglicht es außerdem, die finale Krisendynamik mit der bereits von POSTONE (2003) analysierten Tendenz des Kapitals zur Umweltzerstörung in Beziehung zu bringen.

Der Text enthält einen kleinen mathematisierten Kern. Wer Formeln nicht leiden kann, sollte

sie übergehen. Zum Verständnis wichtig sind die drei in den Text eingefügten Tabellen sowie eine Abbildung, deren Qualität sich auch ohne Formeln erschließt.

1 Die letzte Krise des Kapitals? Eine Kontroverse

Die Krisentheorie der ehemaligen *Krisis* hat viel Widerspruch und Kritik von einer Art erfahren, die großenteils schon deswegen nicht ernst zu nehmen ist, weil sie – den eigenen, eingefahrenen Gleisen folgend – die dort vorgetragene Argumentation gar nicht erst zur Kenntnis nimmt. Dazu gehören dogmatische Vorstellungen, dass der Kapitalismus sich aus seinen Krisen noch jedes Mal wie ein Phönix aus der Asche erhoben habe, weshalb das auch immer so bleiben werde. Einen derart kruden Induktionismus wagt noch nicht einmal der moderne Positivismus zu vertreten. Andere Vorstellungen verleugnen generell die objektive Seite der kapitalistischen Dynamik und betonen, nur durch eine Revolution oder gar einen „voluntaristischen Akt“ sei der Kapitalismus zu überwinden. Daran ist richtig, dass der Übergang in eine wie immer geartete befreite Gesellschaft das bewusste Handeln von Menschen voraussetzt. Daraus folgt aber nicht, dass bei Ausbleiben eines solchen Übergangs der Kapitalismus fröhlich weiter vor sich hin prozessieren kann. Es kann auch ein Ende mit Schrecken werden.

Die darauf verweisende, erstmalig in dem Aufsatz *Die Krise des Tauschwertes* von Robert Kurz (KURZ 1986) gestellte Diagnose besagt – in groben Zügen –, dass sich das Kapital durch die von der Marktkonkurrenz induzierte, zwanghafte Erhöhung der Produktivität (oder Produktivkraft) das eigene Grab schaufele, weil es die Arbeit, damit aber seine eigene Substanz zunehmend aus dem Mehrwert schaffenden Produktionsprozess herausnehme. Eine besondere Rolle spiele in diesem Zusammenhang die „Produktivkraft Wissenschaft“ im Allgemeinen und die „mikroelektronische Revolution“ im Besonderen. Der Text lässt sich als eine Ausarbeitung und Aktualisierung einer bekannten Marx’schen Feststellung aus dem Maschinenfragment der *Grundrisse* (593) lesen:

„Das Kapital ist selbst der prozessierende Widerspruch [dadurch], daß es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren sucht, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt.“

Von diesem Widerspruch meint Marx in den *Grundrissen* immerhin, er sei geeignet, die bornierte Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise „in die Luft zu sprengen“ (ebd.: 594).

Unter den Kritikern dieser These einer finalen Krise des Kapitals spielt Michael Heinrich insofern eine besondere Rolle, als er sich zumindest partiell auf die Argumentationsebene einlässt, auf der diese These entwickelt wird. Da er von einer Zusammenbruchstendenz des Kapitals nichts wissen will, muss er sich gegen den Marx der *Grundrisse* positionieren und tut dies, indem er den Marx des *Kapital* gegen ihn ausspielt (HEINRICH 2005: 177):

„Die Wertseite des angesprochenen Prozesses, dass immer weniger Arbeit im Produktionsprozess der einzelnen Waren verausgabt werden muss, wird im *Kapital* nicht als Zusammenbruchstendenz, sondern als Grundlage der Produktion des relativen Mehrwerts analysiert. Der scheinbare Widerspruch, von dem Marx in den *Grundrissen* so frappiert war, dass das Kapital «die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren sucht, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt», wird bei Kurz, Trenkle und anderen Vertretern der Krisis-Gruppe gar zum «logischen Selbstwiderspruch des Kapitals», an dem der Kapitalismus zwangsläufig zugrunde gehen müsse. Im ersten Band des *Kapital* entschlüsselt Marx diesen Widerspruch dagegen beiläufig als ein altes Rätsel der politischen

Ökonomie, mit dem bereits der französische Ökonom Quesnay im 18. Jahrhundert seine Gegner gequält habe. Dieses Rätsel, so Marx, sei leicht zu begreifen, wenn man berücksichtige, dass es den Kapitalisten nicht um den absoluten Wert der Ware, sondern um den Mehrwert (bzw. Profit) gehe, den ihm diese Ware einbringt. Die zur Produktion der einzelnen Ware nötige Arbeitszeit kann durchaus sinken, der Wert der Ware abnehmen, sofern nur der von seinem Kapital produzierte Mehrwert bzw. Profit wächst.“

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass Heinrich hier offenbar zwei Ebenen durcheinander bringt, auf denen es einen Widerspruch geben kann: Marx entschlüsselt in der Tat ein Rätsel, das den Ökonomen als ein logischer Widerspruch erschien und ein Defekt ihrer Theorie war. Deswegen ist der auf der realen Ebene angesiedelte „prozessierende Widerspruch“ aber natürlich nicht weg, sondern womöglich erklärt oder allenfalls gar nicht berührt. Er besteht nach dem Marx der *Grundrisse* darin, dass das Kapital in seiner bewussten Eigendynamik die Quelle zuschüttet, von der es lebt. Heinrich hält dem entgegen, für den Marx des *Kapital* sei die Erhöhung der Produktivität die Grundlage der Produktion des relativen Mehrwerts, so als wäre diese in ihrem Fortschreiten mit einer Zusammenbruchstendenz nicht vereinbar. Ist das so? Gibt es eine Unvereinbarkeit der Produktion des relativen Mehrwerts mit einer Selbstdestruktion des Kapitals?

KURZ (1986: 28) stellt demgegenüber fest,

„daß das Kapital sich selbst in der Produktion des relativen Mehrwerts zur absoluten logischen und historischen Schranke wird. Das Kapital interessiert nicht und kann nicht interessieren die *absolute Wertschöpfung*, es ist einzig und allein fixiert auf den Mehrwert in seinen an der Oberfläche erscheinenden Formen, d. h. auf das *relative* Verhältnis innerhalb des geschaffenen Neuwerts zwischen dem Wert der Arbeitskraft (ihren Reproduktionskosten) und dem kapitalistisch angeeigneten Teil des Neuwerts. Sobald das Kapital die Wertschöpfung nicht mehr absolut ausdehnen kann durch Verlängerung des Arbeitstages, sondern nur noch seinen relativen Anteil innerhalb des geschöpften Neuwerts mittels Produktivkraftentwicklung zu steigern vermag, findet in der Produktion des relativen Mehrwerts eine gegenläufige Bewegung statt, die sich historisch selbst verzehren und auf den totalen Stillstand der Wertschöpfung selbst hinarbeiten und hinauslaufen muß. Mit der Produktivkraftentwicklung steigert das Kapital den *Grad* der Ausbeutung, aber es unterminiert damit *Grundlage* und *Gegenstand* der Ausbeutung, die Produktion des Werts als solchen. Denn die Produktion des relativen Mehrwerts als Verwissenschaftlichung des stofflichen Produktionsprozesses schließt die Tendenz zur Eliminierung lebendiger unmittelbarer Produktionsarbeit als einziger Quelle der gesamtgesellschaftlichen Wertschöpfung ein. Dieselbe Bewegung, die den relativen Anteil des Kapitals am Neuwert vermehrt, vermindert durch Eliminierung direkter lebendiger Produktionsarbeit die absolute Basis der Wertproduktion.“

Hier steht die Produktion des relativen Mehrwerts nicht nur in keinerlei Widerspruch zur Zusammenbruchstendenz des Kapitals, sondern ist umgekehrt sogar das Werkzeug, mit dem das Kapital sich selbst zur „absoluten logischen und historischen Schranke“ werde. Dann hätte aber in der Tat der Marx des *Kapital* den Marx der *Grundrisse* gar nicht korrigiert, wie Heinrich meint, sondern nur eine genauere Begründung für den „prozessierenden Widerspruch“ gegeben.

Offensichtlich (und nicht ganz überraschend) handelt es sich hier um eine Kontroverse. Ihr kann deswegen auf den Grund gegangen werden, weil die Kontrahenten einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, nämlich die von Marx in die Kritik der politischen Ökonomie eingeführte Kategorie des „relativen Mehrwerts“, aus der dann aber ganz verschiedene und sich sogar widersprechende Schlüsse gezogen werden. Der im Folgenden gemachte Versuch eines Beitrags zur

Klärung muss daher erneut auf diesen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückgehen. Die im Zusammenhang mit Kontroversen um die Krisentheorie der ehemaligen *Krisis* oft genannte Debatte zwischen TRENKLE (1998) und HEINRICH (1999) taugt hierfür übrigens nicht als Referenz, weil Trenkle, anders als KURZ (1986), in seiner Begründung für das Aufziehen einer finalen Krise die Produktion des relativen Mehrwerts überhaupt nicht erwähnt.

2 Produktivität, Wert und stofflicher Reichtum

Von einer Erhöhung der Produktivität spricht man, wenn in derselben Arbeitszeit ein größerer stofflicher Output oder – was dasselbe ist – wenn dieselbe stoffliche Menge an Waren mit geringerem Arbeitsaufwand produziert werden kann und sich ihre Wertgröße damit verringert. Produktivität ist also die Proportion von stofflicher Warenmenge zu der zu ihrer Produktion benötigten Arbeitszeit. Für das Verständnis der Produktivität und ihrer Veränderung ist es daher zwingend erforderlich, zwischen Wertgrößen und stofflichem Reichtum zu unterscheiden.

Wenn Marx davon spricht (s. o.), dass das Kapital „die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt“, dann ist vom wertförmigen Reichtum die Rede. Diese historisch spezifische, allein für die kapitalistische Gesellschaft gültige Form des Reichtums, die ihren „inneren Kern“ ausmacht (vgl. POSTONE 2003: 54), gerät für den Marx der *Grundrisse* zunehmend in Gegensatz zum „wirklichen Reichtum“ (*Grundrisse*: 592):

„In dem Maße aber, wie die große Industrie sich entwickelt, wird die Schöpfung des wirklichen Reichtums abhängig weniger von der Arbeitszeit und dem Quantum angewandter Arbeit, als von der Macht der Agentien, die während der Arbeitszeit in Bewegung gesetzt werden und die selbst wieder ... in keinem Verhältnis steht zur unmittelbaren Arbeitszeit, die ihre Produktion kostet, sondern vielmehr abhängt vom allgemeinen Stand der Wissenschaft und dem Fortschritt der Technologie, oder der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Produktion.

Im *Kapital* spricht Marx statt vom „wirklichen“ vom „stofflichen Reichtum“, der von den Gebrauchswerten gebildet wird. Dieser Sprachgebrauch ist deswegen angemessener, weil auch der stoffliche Reichtum in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft nicht derselbe ist wie in nicht kapitalistischen Gesellschaften, sondern die Gestalten, in denen er auftritt, ihrerseits vom wertförmigen Reichtum geprägt werden. An dieser Stelle genügt es festzuhalten, dass es in der kapitalistischen Gesellschaft diese zwei verschiedenen und begrifflich zu unterscheidenden Formen des Reichtums gibt: „Der Reichtum der Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung“ (MEW 23: 49). Und im Doppelcharakter der Waren, Träger von Wert und Gebrauchswert zu sein, widerspiegeln sich die beiden verschiedenen Formen des Reichtums in diesen Gesellschaften.

Der Wert ist die vorherrschende, nicht-stoffliche Form des Reichtums im Kapitalismus, auf die stoffliche Gestalt des wertförmigen Reichtums kommt es dabei nicht an. Kapitalistisches Wirtschaften zielt allein auf die Vermehrung dieser Form des Reichtums (Wertverwertung), die ihren Ausdruck im Geld findet: Eine wirtschaftliche Tätigkeit, die keinen Mehrwert verspricht, unterbleibt, auch wenn sie noch so viel stofflichen Reichtum hervorbringen würde. Warum auch sollte jemand sein Kapital in den Produktionsprozess werfen, wenn für ihn am Ende höchstens genauso viel Wert herauskäme wie anfangs hineingesteckt?

Stofflicher Reichtum – laut POSTONE (1993/2003: 296f) als dominante Form des Reichtums ein Kennzeichen nicht kapitalistischer Gesellschaften – misst sich dagegen in den zur Verfügung stehenden Gebrauchswerten, die sehr vielfältig sind und ganz verschiedenen Zwecken dienen können. 500 Tische, 4000 Hosen, 200 Hektar Boden, 14 Vorlesungen über Nanotechnik oder

auch 30 Streubomben wären in diesem Sinne stofflicher Reichtum. An diesen Beispielen sollte Folgendes deutlich werden: Erstens wird stofflicher Reichtum nicht notwendig durch Arbeit erzeugt, er ist (wie etwa die Luft zum Atmen) noch nicht einmal an die Warenform gebunden, auch wenn er (wie der Boden) vielfach in diese Form gebracht wird. Zweitens besteht stofflicher Reichtum nicht notwendig aus materiellen Gütern, sondern es kann sich auch um Wissen, Informationen usw. und ihre Verbreitung handeln. Drittens sollte man sich davor hüten, im stofflichen Reichtum das schlechthin „Gute“ zu sehen. Obwohl stofflicher Reichtum nicht an die Warenform gebunden und die Arbeit nicht seine einzige Quelle ist, so bildet er im Kapitalismus doch umgekehrt den „stofflichen Träger“ (MEW 23: 50) des Werts, der deswegen seinerseits an den stofflichen Reichtum gebunden bleibt. In der Warenproduktion deformiert deren Ziel, die Akkumulation von immer mehr Mehrwert also, wie selbstverständlich die Qualität des stofflichen Reichtums, dessen Produzenten nicht zugleich seine Konsumenten sind: Es kann hier nie um das Ziel maximalen Genusses beim Gebrauch des stofflichen Reichtums, sondern immer nur um das Ziel maximaler betriebswirtschaftlicher Effizienz gehen. Die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft wird daher nicht bloß darin bestehen können, den stofflichen Reichtum von den Zwängen der Kapitalverwertung zu befreien, sondern zu ihr gehört ebenso die Überwindung seiner durch den Wert induzierten Deformationen.

Dennoch gibt es auch hinsichtlich der qualitativen Beurteilung einen Unterschied zwischen beiden Reichtumsformen. Unter stofflichem Aspekt ist nur der Gebrauch entscheidend, der sich von den Dingen machen lässt. Aus dem Blickwinkel wertförmigen Reichtums spielt dagegen etwa bei der Frage, ob ich als Unternehmer lieber 500 Tische oder 30 Streubomben produziere, nur der Mehrwert eine Rolle, den ich damit jeweils erzielen kann.

Im Begriff der Produktivität wird von der Qualität des stofflichen Reichtums abstrahiert, weswegen ich in diesem Zusammenhang lieber von stofflichen Einheiten als von Gebrauchswerten spreche. Diese Beschränkung auf die Quantität ist mit Problemen behaftet, weil sich beispielsweise von 500 Tischen und 4000 Hosen nicht sagen lässt, worin der größere stoffliche Reichtum besteht, sie sind, da von verschiedener Qualität, auf der stofflichen Ebene nicht vergleichbar. Daher muss auch der Begriff der Produktivität, der beide Reichtumsformen zueinander in Beziehung setzt, nach den Qualitäten ausdifferenziert werden, die stofflicher Reichtum annehmen kann: Die Produktivität in der Produktion von Tischen ist eine andere als die in der Produktion von Hosen usw.

Im Folgenden liegt der Fokus auf den quantitativen Verhältnissen zwischen beiden, in der Warenproduktion geschaffenen Reichtumsformen. Sie liegen zwar zu jedem Zeitpunkt fest, sind aber, wie Marx (MEW 23: 60f) feststellt, ständig im Fluss:

„Ein größeres Quantum Gebrauchswert bildet an und für sich größeren stofflichen Reichtum, zwei Röcke mehr als einer. Mit zwei Röcken kann man zwei Menschen kleiden, mit einem Rock nur einen Menschen usw. Dennoch kann der steigenden Masse des stofflichen Reichtums ein gleichzeitiger Fall seiner Wertgröße entsprechen. Diese gegensätzliche Bewegung entspringt aus dem zwieschlächtigen Charakter der Arbeit. Produktivkraft ist natürlich stets Produktivkraft nützlicher, konkreter Arbeit und bestimmt in der Tat nur den Wirkungsgrad zweckmäßiger produktiver Tätigkeit in gegebenem Zeitraum. Die nützliche Arbeit wird daher reichere oder dürftigere Produktenquelle im direkten Verhältnis zum Steigen oder Fallen ihrer Produktivkraft. Dagegen trifft ein Wechsel der Produktivkraft die im Wert dargestellte Arbeit an und für sich gar nicht. Da die Produktivkraft der konkreten nützlichen Form der Arbeit angehört, kann sie natürlich die Arbeit nicht mehr berühren, sobald von ihrer konkreten nützlichen Form abstrahiert wird. Dieselbe Arbeit ergibt daher in denselben Zeiträumen stets dieselbe Wertgröße, wie immer die Produktivkraft wechselt. Aber sie liefert in demsel-

ben Zeitraum verschiedene Quanta Gebrauchswerte, mehr, wenn die Produktivkraft steigt, weniger, wenn sie sinkt. Derselbe Wechsel der Produktivkraft, der die Fruchtbarkeit der Arbeit und daher die Masse der von ihr gelieferten Gebrauchswerte vermehrt, vermindert also die Wertgröße dieser vermehrten Gesamtmasse, wenn er die Summe der zu ihrer Produktion notwendigen Arbeitszeit abkürzt. Ebenso umgekehrt.“

Die hier eher thesenartig untermauerte, für die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie zentrale Unterscheidung von stofflichem und wertförmigen Reichtum rufe ich deswegen in Erinnerung, weil sie uns als im Warenfetisch befangenen, sich durch ihn hindurch reproduzierenden Subjekten alles andere als selbstverständlich ist. In unserem warenförmigen Alltag erscheinen die beiden Reichtumsformen als gleichermaßen „natürlich“ und in der Regel sogar als identisch: Nicht nur, dass der Wert eines stofflichen Trägers bedarf, sondern auch die Aneignung von Gebrauchswerten erfolgt im Normalfall dadurch, dass wir sie kaufen, also Wert in Geldform dafür hergeben. Die Nichtbeachtung des Unterschieds von wertförmigem und stofflichem Reichtum mag im modernen Alltag unproblematisch sein und das tägliche Handeln sogar erleichtern. Jede Theorie aber, die diesen Unterschied verkleistert oder von vornherein gar nicht erst zur Kenntnis nimmt, muss den historisch spezifischen Kern der kapitalistischen Produktionsweise notwendig verfehlen.

Das gilt – man könnte sagen: natürlich – für die herrschende neoklassische Volkswirtschaftslehre, für die das ahistorische Ziel allen Wirtschaftens in der individuellen Nutzenmaximierung und diese wiederum in der optimalen Kombination von „Güterbündeln“ besteht, während der abstrakte Reichtum nur als „Geldschleier“ gilt, der die Allokation des stofflichen Reichtums bloß verdeckt. und daher um der größeren Klarheit willen wegzuziehen, aus der Wirtschaftstheorie zu entfernen sei.

Ebenso gilt es aber auch für die klassische politische Ökonomie, so etwa für David Ricardo, wenn er in der Einleitung zu seinem Hauptwerk schreibt (RICARDO 1994: 1):

„Die Produkte der Erde – alles, was von ihrer Oberfläche durch die vereinte Anwendung von Arbeit, Maschinerie und Kapital gewonnen wird – werden unter drei Klassen der Gesellschaft verteilt, nämlich die Eigentümer des Bodens, die Eigentümer des Vermögens oder Kapitals, das zu seiner Bebauung notwendig ist, und die Arbeiter, durch deren Tätigkeit er bebaut wird.

Die Anteile am Gesamtprodukt der Erde, die unter den Namen Rente, Profit und Lohn jeder dieser Klassen zufallen, werden jedoch in den verschiedenen Entwicklungsstufen der Gesellschaft sehr unterschiedlich sein ...

Das Hauptproblem der Politischen Ökonomie besteht im Auffinden der Gesetze, welche diese Verteilung bestimmen.“

Es geht hier allein um die Verteilung des stofflichen Reichtums, während von der besonderen *Form* des Reichtums im Kapitalismus nicht die Rede und wohl nicht einmal ein Bewusstsein vorhanden ist. Über dieses Verständnis scheint auch der traditionelle Marxismus nur selten hinaus gekommen zu sein. Die „Arbeit, die allen Reichtum schafft“, ist ihm ebenso ahistorische Naturgegebenheit wie der von ihr geschaffene Reichtum. Seine auf der Zirkulationsebene verbleibende Kritik richtet sich nur gegen die *Verteilung* des Reichtums schlechthin, nicht aber gegen die historisch spezifische Form des Reichtums im Kapitalismus. Mit Moishe Postone ist festzuhalten, dass damit eine wesentliche Dimension der Marx'schen Kritik ausgeblendet bleibt (POSTONE 2003: 55/56):

„Viele Argumentationen, die sich auf die Marxsche Analyse der Einzigartigkeit der Arbeit als Quelle des Werts beziehen, erkennen seine Unterscheidung zwischen »wirklichem Reichtum« (oder »stofflichem Reichtum«) und Wert nicht an. Die Marxsche »Arbeitswerttheorie« ist jedoch keine Theorie der einzigartigen Eigenschaften der Arbeit im allgemeinen, sondern sie ist eine Analyse der geschichtlichen Besonderheit des Werts als einer Form des Reichtums und einer Form der Arbeit, die ihn konstituierte. Folglich ist es für das Marxsche Unterfangen irrelevant, ob man für oder gegen seine Werttheorie argumentiert, als handele es sich um eine Arbeitstheorie des (transhistorischen) Reichtums – so als hätte Marx eine politische Ökonomie statt einer Kritik der politischen Ökonomie geschrieben.“

Auf dem hier von Postone kritisierten Missverständnis des Marxschen Ansatzes bauen inzwischen ganze Theorieberge auf. Ein besonders frappantes Beispiel bietet Jürgen Habermas, der ausgerechnet die viel zitierte Stelle aus dem Maschinenfragment der Grundrisse zum Anlass nimmt, Marx einen „revisionistischen Gedanken“ unterzuschreiben (HABERMAS 1978: 256):

„In den »Grundrissen der Kritik der Politischen Ökonomie« findet sich eine sehr interessante Überlegung, aus der hervorgeht, daß Marx selbst einmal die wissenschaftliche Entwicklung der technischen Produktivkräfte als mögliche Wertquelle angesehen hat. Die arbeitswerttheoretische Voraussetzung, daß das »Quantum angewandter Arbeit der entscheidende Faktor der Produktion des Reichtums sei«, schränkt er dort nämlich ein: »In dem Maße aber, wie die große Industrie sich entwickelt, wird die Schöpfung des wirklichen Reichtums abhängig weniger von der Arbeitszeit und dem Quantum angewandter Arbeit (!), als von der Macht der Agentien, die während der Arbeitszeit in Bewegung gesetzt werden und die selbst wieder in keinem Verhältnis steht zur unmittelbaren Arbeitszeit, die ihre Produktion kostet, sondern vielmehr abhängt vom allgemeinen Stand der Wissenschaft und dem Fortschritt der Technologie, oder der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Produktion.« Diesen »revisionistischen« Gedanken hat Marx dann freilich fallengelassen; er ist in die endgültige Fassung der Arbeitswerttheorie nicht eingegangen.“

Offensichtlich setzt hier Habermas den „wirklichen“ Reichtum an Marx vorbei mit dem wertförmigen Reichtum gleich. Nur so kann er Marx unterstellen, der habe hier „die wissenschaftliche Entwicklung der technischen Produktivkräfte als mögliche Wertquelle angesehen“. Dabei übersieht er geflissentlich, dass Marx in diesem Zusammenhang im Maschinenfragment eine Seite später – wie zitiert – vom Kapital als „prozessierenden Widerspruch“ spricht, was so ungefähr das Gegenteil von Habermas’ „revisionistischem Gedanken“ ist. Wie POSTONE (2003: 345-393) nachweist, ist diese unausgesprochene, nicht weiter reflektierte Identifikation von Reichtum und Wert, damit aber die Ontologisierung des Werts und der Arbeit als historisch unspezifisch zur menschlichen Gattung gehörend, die fehlerhafte Grundvoraussetzung der gesamten Habermas’schen Kritik an Marx und aller seiner Versuche, über ihn hinaus zu kommen.

Doch auch ein gestandener Werttheoretiker wie Michael Heinrich, dem die Unterscheidung von wertförmigem und stofflichem Reichtum durchaus geläufig ist, ist gegen die Gleichsetzung der Reichtumsformen nicht immer gefeit: Sein zentrales Argument gegen die von KURZ (1995) entwickelte These, dass die „produktive“ (Mehrwert schaffende) Arbeit abschmelze und der Anteil der „unproduktiven“, aus dem gesamtgesellschaftlich produzierten Mehrwert finanzierten Arbeit ständig zunehme, insgesamt also die Produktion des der Kapitalakkumulation zur Verfügung stehenden Mehrwerts sinke, lautet (HEINRICH 1999: 4):

„die wachsende Produktivkraft sorgt dafür, dass die von einer «produktiven» Arbeitskraft produzierte Mehrwertmasse beständig steigt, daß also eine «produktive» Arbeitskraft eine ständig wachsende Masse unproduktiver Arbeit unterhalten kann.“

Auf der Ebene des stofflichen Reichtums, auf den sich die wachsende Produktivkraft ausschließlich bezieht, wäre dieses Argument (als Möglichkeit) natürlich richtig, nur mit der „von einer produktiven Arbeitskraft produzierten Mehrwertmasse“ hat das nichts zu tun, denn diese bemisst sich nun einmal in der verausgabten Arbeitszeit, weshalb die von einer noch so produktiven Arbeitskraft an einem Arbeitstag produzierte Mehrwertmasse nie größer sein kann als eben ein Arbeitstag.

Derselbe, möglicherweise von Heinrich übernommene und bloß auf die Spitze getriebene Fehler findet sich in ISF (2000). Dort wird, wiederum gegen KURZ (1995) gerichtet, die Möglichkeit einer „kapitalistischen Dienstleistungsgesellschaft“ postuliert (ISF 2000: 70):

„Gesetzt den Fall, alles, was eine solche Gesellschaft an ‚Hardware‘ benötigt, würde dank der enormen Arbeitsproduktivität mit einem Minimum an Arbeitszeit produziert werden können, sagen wir, weltweit innerhalb von 100.000 Arbeitsstunden im Jahr X. Was spricht dagegen, daß hier die Mehrwertmasse erzeugt wird, die es erlaubt, in diesem Jahr X all das Geld produktiv zu decken, das die vielleicht 10 Milliarden Dienstleister sparen und verzinsen können? Geld, das sich dann wieder in weniger als diesen 10 Milliarden Händen, sondern sagen wir in 10 Millionen konzentriert, und dort teils als spekulatives Finanzkapital, teils aber auch als Konkurrenzkapital zu den, die 100.000 Stunden erarbeitenden Mehrwertproduzenten eingesetzt werden kann – um auf diese Weise die Verfügungsgewalt über die Gesellschaft zu sichern? Um diese Verfügungsgewalt über die Gesellschaft geht es auch, denn wir leben schließlich immer noch in einer Klassengesellschaft, wenn auch in einer, in der die Klassen, wie Adorno sagt, zum «überempirischen Begriff» sich verflüchtigt haben. Von der Verfügungsgewalt über diese, die ‚Hardware‘ produzierende Arbeit hängen die Herrschaftsverhältnisse in einer derart konstruierten Gesellschaft weiterhin – und in dieser erst recht – ab.

Ob eine solche Gesellschaft möglich wäre oder nicht, lasse ich einmal dahingestellt, nur eines wäre sie wegen der Unmöglichkeit der Kapitalverwertung mit Sicherheit nicht, nämlich kapitalistisch: Die 10 Millionen Hände, in denen sich das Kapital konzentrieren soll, dürften gerade mal 100.000 Arbeitsstunden pro Jahr ausbeuten, jede von ihnen also den hundertsten Teil einer Stunde, das sind 36 Sekunden, ein Nichts im Vergleich zum Arbeitstag von vielleicht 8 Stunden multipliziert mit vielleicht 200 Arbeitstagen pro Jahr und 10 Milliarden arbeitsfähigen „Händen“. Aus welchem Grund sollte unter diesen Umständen noch einer der 10 Millionen Kapitaleigner sein gutes Geld in den Produktionsprozess werfen? Der Fehler liegt auch hier in der Gleichsetzung der beiden Reichtumsformen: Es ist ja denkbar, dass einmal eine Arbeitszeit von 100.000 Stunden im Jahr ausreichen wird, um eine Bevölkerung von 10 Milliarden Menschen ausreichend zu versorgen. Nur durch das Nadelöhr der Wertwertung wird das dann, mangels Mehrwertmasse, nicht mehr gehen.

Es ist keineswegs zufällig, dass derartige Fehler von Leuten, die es eigentlich besser wissen, geradezu zwangsläufig dann auftreten, wenn sie gegen die Möglichkeit einer finalen Krise des Kapitals polemisieren. Denn die Diagnose des notwendigen Auftretens einer solchen Krise hängt – wie sogleich verdeutlicht werden soll – wesentlich an dem Unterschied zwischen den beiden genannten Reichtumsformen und darin, dass sie zunehmend auseinandertreten.

3 Die Produktion des relativen Mehrwerts

Marx (MEW 23: 334) bezeichnet als „relativen Mehrwert“ den Mehrwert, der dadurch entsteht, dass durch die Erhöhung der Produktivität der Arbeit und damit Verbilligung der Arbeitskraft

die notwendige Arbeitszeit verkürzt und die Mehrarbeitszeit entsprechend verlängert werden kann, ohne den Reallohn zu senken oder den Arbeitstag zu verlängern, wie es der „Produktion des absoluten Mehrwerts“ entspricht. Die Produktion des relativen Mehrwerts ist die dem entwickelten Kapitalismus adäquate Form der Mehrwertproduktion und verknüpft mit der „reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital“ (MEW 23: 533).

Die Tendenz zur Erhöhung der Produktivität der Arbeit gehört zu den immanenten Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise, da jeder Einzelbetrieb, dem es gelingt, durch Einführung einer neuen Technik die Produktivität der eigenen Arbeitskräfte über den aktuellen Durchschnitt hinaus zu erhöhen, seine Ware mit einem Extraprofit verkaufen kann. Das hat zur Folge, dass sich die neue Technik unter dem Zwangsgesetz der Konkurrenz verallgemeinert, der Extraprofit wieder verschwindet, und sich die entsprechende Ware verbilligt. Gehört sie ihrerseits dem Umkreis der zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Lebensmittel an, geht also in den Wert der Arbeitskraft bestimmend ein, so führt ihre Verbilligung auch zu einer Verbilligung der Arbeitskraft.

Bei gleichmäßiger Entwicklung der Produktivität und damit Verbilligung aller Waren, also auch der Ware Arbeitskraft, wird die notwendige Arbeitszeit ständig verringert, was aber nicht in einer Verkürzung des Arbeitstages resultiert, sondern in einer Verlängerung der Mehrarbeitszeit und damit der Erhöhung des je Arbeitstag produzierten Mehrwerts (MEW 23: 338/339):

„Da nun der relative Mehrwert in direktem Verhältnis zur Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit wächst, während der Wert der Waren in umgekehrtem Verhältnis zur selben Entwicklung fällt, da also derselbe identische Prozeß die Waren verwohlfeilert und den in ihnen enthaltenen Mehrwert steigert, löst sich das Rätsel, daß der Kapitalist, dem es nur um die Produktion von Tauschwert zu tun ist, den Tauschwert der Waren ständig zu senken strebt, ein Widerspruch, womit einer der Gründer der politischen Ökonomie, Quesnay, seine Gegner quälte und worauf die ihm die Antwort schuldig blieben.“

Diese Aussage von Marx, auf die sich auch Heinrich (s. o.) beruft, bedarf der Präzisierung. Es ist unmittelbar einsichtig, dass die Mehrwertrate und damit der Mehrwert *anteil* an dem Wert einer Ware mit der Arbeitsproduktivität wächst. Aber die Aussage kann auch so gelesen werden (und wird so gelesen), dass der in einer Ware enthaltene Mehrwert wächst, obwohl ihr Wert sinkt. Ist das möglich, und wenn ja, gilt das auf Dauer? Das klingt zumindest unwahrscheinlich.

Die Produktion des relativen Mehrwerts ist in Tabelle 1 an einem Zahlenbeispiel dargestellt. Es bezieht sich auf eine einzelne Ware, eine feste Anzahl stofflicher Einheiten (z. B. 500 Tische, 4000 Hosen oder 1 PKW) oder auf einen „Warenkorb“, also eine beliebige Kombination solcher Einheiten. Die Zahlen stellen Arbeitszeiten (ausgedrückt etwa in Arbeitstagen) dar, wobei die insgesamt in das Produkt (einschließlich der Herstellung der dafür benötigten Rohstoffe, Maschinen usw.) eingehenden Arbeitszeiten gemeint sind. Beschrieben wird der Effekt einer technischen Innovation, die die zur Produktion benötigte Arbeitszeit um 20% reduziert, was einer Erhöhung der Produktivität um 25% entspricht: An einem Arbeitstag wird das 1,25-fache der bisherigen Menge produziert.

Mit der alten Technik (Zeile 1) mögen 1000 Arbeitstage erforderlich sein, aufgeteilt in 800 Arbeitstage, die für die Reproduktion der Arbeitskraft erforderlich sind, und 200 Arbeitstage, die der Mehrwertproduktion dienen.

In einem Einzelbetrieb (Zeile 2) werde nun eine neue Technik entwickelt, mit der die benötigte Arbeitszeit um 20%, also auf 800 Arbeitstage reduziert werden kann. Der Betrieb setzt diese Technik ein, weil er damit seinen Gewinn erhöhen und einen Innovationsvorteil erzielen kann: Solange sich die neue Technik noch nicht durchgesetzt hat, bleibt der Warenwert von ihr un-

Tabelle 1: Produktion des relativen Mehrwerts bei niedriger Mehrwertrate und konstantem Reallohn

| Tabelle 1 | | Warenwert (gesellschaftlicher Durchschnitt) $m + v$ | notwendige (bezahlte) Arbeit v | Mehrarbeit (Mehrwert) m | Mehwertrate $m' = m/v$ |
|------------------|---|--|---|---------------------------------|---------------------------|
| 1 | alte Technik | 1000 | 800 | 200 | 0,25 |
| 2 | neue Technik in Einzelbetrieb (mit Extraprofit) | 1000 | 640 | 360 | 0,5625 |
| 3 | neue Technik in Branche (ohne Verbilligung der Arbeitskraft) | 800 | 640 | 160 | 0,25 |
| 4 | allgemeine Produktivitätserhöhung (mit Verbilligung der Arbeitskraft) | 800 | 512 | 288 | 0,5625 |

berührt, weil im gesellschaftlichen Durchschnitt immer noch mit der alten Technik produziert wird. Obwohl der Einzelbetrieb jetzt um 20% billiger produziert, kann er die Ware zum alten Preis verkaufen. Obwohl in ihre Produktion nur noch 640 Tage bezahlter Arbeit eingehen, ist sie immer noch 1000 Arbeitstage wert. Der Einzelbetrieb realisiert damit einen Extraprofit, und zwar auch dann noch, wenn er die Ware etwas billiger verkauft als die Konkurrenz, um dadurch seinen Marktanteil zu erhöhen.¹

Unter den Zwangsgesetzen der kapitalistischen Konkurrenz setzt sich die neue Technik in der gesamten Branche durch (Zeile 3), die die in Rede stehende Ware produziert: Betriebe, die bei der alten Technik blieben, würden unrentabel und fielen aus dem Markt. Am Ende eines solchen Verdrängungsprozesses wird nur noch nach der neuen Technik produziert, sie entspricht jetzt dem gesellschaftlichen Durchschnitt. Damit sinkt aber auch der Wert der Ware um 20%, und der Extraprofit verschwindet wieder. Gegenüber dem alten Zustand ist jetzt auch der in der stofflichen Einheit enthaltene Mehrwert um 20% gesunken.

Dieser für die Kapitalverwertung eher kontraproduktive, aber gleichwohl durch die Konkurrenz der Einzelkapitalien oder auch der „Standorte“ und Nationalökonomien zwingend hervorgebrachte Effekt kann dann kompensiert werden, wenn sich die Produktivitätserhöhung auch auf solche Waren bezieht, die für die Reproduktion der Arbeitskraft erforderlich sind: Geht man von einer allgemeinen Verringerung der zur Warenproduktion erforderlichen Arbeitszeit um 20% aus (Zeile 4), so verbilligt sich auch die Ware Arbeitskraft um eben diesen Anteil. Bei gleichem Reallohn sind jetzt nur noch 512 statt der vorher 640 Arbeitstage zur Reproduktion der Arbeitskraft

¹Aus der Sicht eines Einzelbetriebs stellt sich der Verwertungsprozess regelhaft in der Form $c + v + m$ dar mit dem „konstanten Kapital“ c , also den Kosten für Maschinen, Rohstoffe usw., die nicht im Betrieb selbst hergestellt werden. An der hier beschriebenen Innovationsdynamik ändert c aber nichts. c wurde hier von vornherein weggelassen, weil es für die hier angestellte Betrachtung aus gesamtgesellschaftlicher Sicht irrelevant ist: Auch das konstante Kapital wird (anderswo) produziert, seine Wertgröße ist die dafür im gesellschaftlichen Durchschnitt aufzuwendende Arbeitszeit, wiederum aufgeteilt in notwendige und Mehrarbeit.

erforderlich, und es verbleiben 288 Arbeitstage für die Mehrwertproduktion.

Die Produktion des relativen Mehrwerts erhöht in jedem Fall die Mehrwertrate und in dem Zahlenbeispiel der Tabelle 1 auch die in einer stofflichen Einheit enthaltene Mehrwertmasse, obwohl sich deren Gesamtwert verringert. Dadurch bleibt Raum für Erhöhungen des Reallohns, sowohl in dem Einzelbetrieb aus Zeile 2 als auch nach der allgemeinen Produktivitätserhöhung aus Zeile 4, wie es sie in der Geschichte des Kapitals ja durchaus gegeben hat und wodurch bei gleichzeitiger Verbilligung der Waren frühere Luxusgüter ebenso wie Produktinnovationen überhaupt erst in den Massenkonsum eingehen konnten. Also Friede, Freude, Eierkuchen?

Tabelle 2: Produktion des relativen Mehrwerts bei hoher Mehrwertrate und konstantem Reallohn

| Tabelle 2 | | Warenwert (gesellschaftlicher Durchschnitt) $m + v$ | notwendige (bezahlte) Arbeit v | Mehrarbeit (Mehrwert) m | Mehwertrate $m' = m/v$ |
|------------------|---|--|---|---------------------------------|---------------------------|
| 1 | alte Technik | 1000 | 400 | 600 | 1,5 |
| 2 | neue Technik in Einzelbetrieb (mit Extraprofit) | 1000 | 320 | 680 | 2,125 |
| 3 | neue Technik in Branche (ohne Verbilligung der Arbeitskraft) | 800 | 320 | 480 | 1,5 |
| 4 | allgemeine Produktivitätserhöhung (mit Verbilligung der Arbeitskraft) | 800 | 256 | 544 | 2,125 |

Dass die Argumentation mit Zahlenbeispielen gefährlich ist, weil diese sich nicht so ohne Weiteres verallgemeinern lassen, zeigt Tabelle 2. Dort wurde dieselbe Rechnung wie in Tabelle 1 ausgeführt, allerdings auf der Grundlage einer anderen Aufteilung in notwendige und Mehrarbeit mit einer vor Beginn der Innovation bei 1,5 liegenden Mehrwertrate. Durch die Verringerung der zur Produktion der stofflichen Einheit benötigten Arbeitszeit erhöht sich auch hier die Mehrwertrate kräftig, dagegen sinkt im Endeffekt die in den produzierten Waren enthaltene Mehrwertmasse von ursprünglich 600 auf 544 Arbeitstage. Der Grund dafür liegt darin, dass die Kompensation der allgemeinen Verringerung der Wertgrößen durch die gleichzeitige Verbilligung der Arbeitskraft deswegen gering ausfällt, weil der Anteil der bezahlten Arbeit am Warenwert eh schon niedrig ist.

Die Erhöhung der Produktivität führt bei gleich bleibendem Reallohn also immer zu einer Erhöhung der Mehrwertrate und einer Verringerung des Warenwerts. Dagegen unterliegt die in der stofflichen Einheit realisierte Mehrwertmasse zwei gegenläufigen Einwirkungen: Sie sinkt einerseits als Anteil des Gesamtwerts der Ware proportional zu diesem, andererseits steigt sie in dem Maße, wie der Anteil des Mehrwerts am Gesamtwert der Ware aufgrund der Verbilligung der Arbeitskraft steigt. Was im Ergebnis am Ende herauskommt, hängt davon ab, wie groß der Anteil der bezahlten Arbeit, auf deren Kosten allein sich die Mehrwertmasse erhöhen kann, zu Beginn der Innovation war: Ist die Mehrwertrate niedrig, der Anteil der notwendigen Arbeit also hoch,

so steigt die Mehrwertmasse der stofflichen Einheit; sie sinkt dagegen, wenn die Mehrwertrate hoch, der Anteil der bezahlten Arbeit am Gesamtwert also niedrig ist.

Da diese Behauptung auf der Basis von nur zwei Zahlenbeispielen noch in der Luft hängt, ist eine allgemeinere Betrachtung unabhängig von speziellen Zahlenwerten erforderlich. Bei dieser Gelegenheit lässt sich auch klären, wo die Grenze zwischen „niedrigen“ und „hohen“ Mehrwertraten liegt.

Tabelle 3: Produktion des relativen Mehrwerts allgemein bei konstantem Reallohn

| Tabelle 3 | | Warenwert (gesellschaftlicher Durchschnitt) $m + v$ | notwendige (bezahlte) Arbeit v | Mehrarbeit (Mehrwert) m | Mehwertrate $m' = m/v$ |
|------------------|---|--|---|---|---------------------------|
| 1 | alte Technik | $m_1 + v_1$ | v_1 | m_1 | $m'_1 = \frac{m_1}{v_1}$ |
| 2 | neue Technik in Einzelbetrieb (mit Extraprofit) | $m_1 + v_1$ | $\frac{v_1}{p}$ | $m_1 + v_1 - \frac{v_1}{p}$ | $m'_1 p + p - 1$ |
| 3 | neue Technik in Branche (ohne Verbilligung der Arbeitskraft) | $\frac{m_1 + v_1}{p}$ | $\frac{v_1}{p}$ | $\frac{m_1}{p}$ | m'_1 |
| 4 | allgemeine Produktivi- tätserhöhung (mit Verbil- ligung der Arbeitskraft) | $\frac{m_1 + v_1}{p}$ | $\frac{v_1}{p^2}$ | $\frac{m_1 + v_1}{p} - \frac{v_1}{p^2}$ | $m'_1 p + p - 1$ |

In Tabelle 3 wurde dieselbe Rechnung in allgemeiner Form durchgeführt. v_1 und m_1 sind dabei die Ausgangswerte für die notwendige und die Mehrarbeit, p ist der Faktor, um den die Produktivität mit der neuen Technik im Vergleich zur alten wächst (in den Tabellen 1 und 2 wurde $p = 1,25$ angenommen). Die Produktion des relativen Mehrwerts funktioniert dadurch, dass bei einer allgemeinen Produktivitätserhöhung um den Faktor p (letzte Zeile) der gesamte Warenwert durch eben diesen Faktor, der Wert der notwendigen Arbeit aber durch den Faktor p^2 dividiert wird, weil sowohl die zur Warenproduktion erforderliche Arbeitszeit als auch die Reproduktionskosten des einzelnen Arbeitstages um den Faktor $1/p$ sinken. Für den Effekt der Produktivitätserhöhung auf den in einer gegebenen stofflichen Menge enthaltenen Mehrwert sind die Formeln für m und m' in der letzten Zeile von Interesse:

$$m = \frac{m_1 + v_1}{p} - \frac{v_1}{p^2} \quad , \quad m' = p(m'_1 + 1) - 1 .$$

Drückt man p mit Hilfe der zweiten Formel durch m' aus:

$$p = \frac{m' + 1}{m'_1 + 1}$$

und setzt diesen Ausdruck in die Formel für m ein, so ergibt sich

$$m = \frac{(m_1 + v_1)(m'_1 + 1)}{m' + 1} - \frac{v_1(m'_1 + 1)^2}{(m' + 1)^2} .$$

Wegen $m_1 = v_1 m'_1$ stimmen die Zähler der beiden Brüche überein, und man erhält

$$m = r \left(\frac{1}{m' + 1} - \frac{1}{(m' + 1)^2} \right) = r \frac{m'}{(m' + 1)^2} .$$

Die Konstante

$$r = v_1 (m'_1 + 1)^2$$

lässt sich interpretieren als die Arbeitszeit, die sich durch die als gegeben angenommene Menge stofflichen Reichtums reproduzieren ließe. Sie ist konstant, weil hier der Reallohn als konstant unterstellt wird. Für den Gesamtwert

$$w = v + m = \frac{r}{m' + 1}$$

ergibt sich r gerade in der (fiktiven, vorkapitalistischen) Situation, dass die gesamte produzierte Menge zur Reproduktion der Arbeitskraft aufgewendet werden muss und Mehrwert daher gar nicht abgeschöpft werden kann.

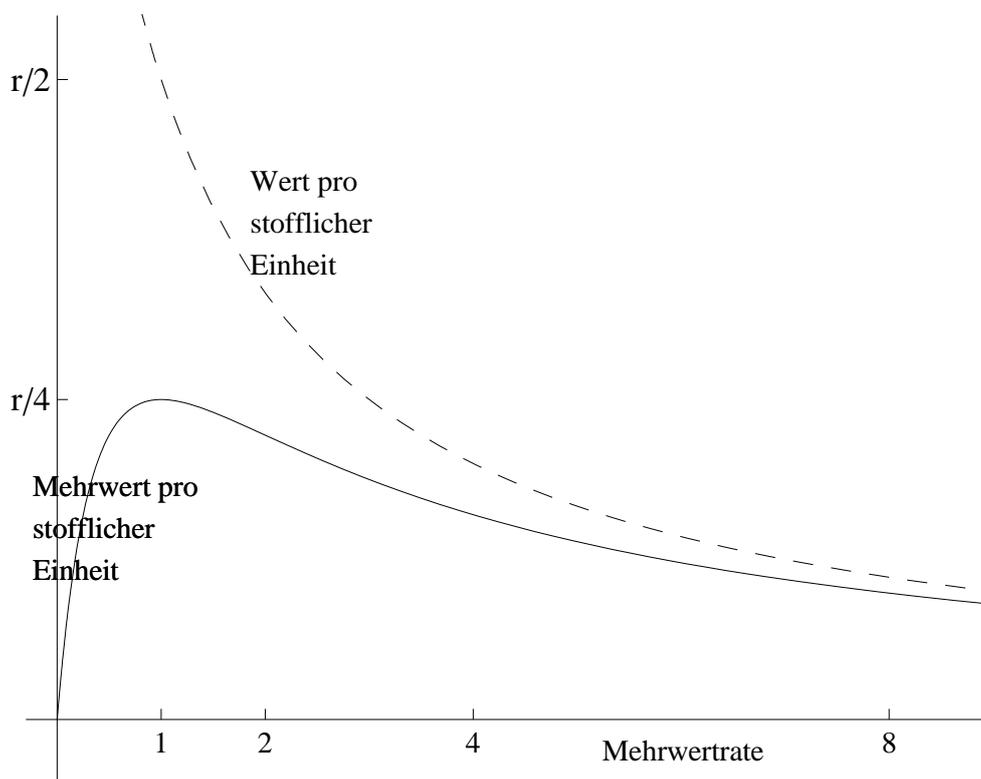


Abbildung 1: Mehrwertrate und (Mehr-)Wert je stofflicher Einheit

Die hier entwickelte Beziehung zwischen der Mehrwertrate und dem Mehrwert einer gegebenen Menge stofflichen Reichtums ist in Abbildung 1 grafisch dargestellt. Die Grafik sollte ebenso wenig wie die ihr zugrunde liegende Formel so gelesen werden, als sei die Mehrwertrate die unabhängige und der Mehrwert die abhängige Variable. Vielmehr hängen beide Größen von der Produktivität ab: Mit ihr wächst die Mehrwertrate, und solange diese unterhalb von 1 liegt, wächst auch der Mehrwert. Sein Maximum wird angenommen, wenn die Mehrwertrate den Wert

1 annimmt. Mit weiter wachsender Produktivität und Mehrwertrate sinkt der Mehrwert dagegen und tendiert, ebenso wie der Gesamtwert, mit unbeschränkt wachsender Produktivität gegen 0.

Die hier dargestellten Zusammenhänge sind nicht empirischer Art, sondern es handelt sich bei ihnen um die *Logik* der Produktion des relativen Mehrwerts *in Reinform*, also unter der Annahme, dass die Länge des Arbeitstages ebenso wie die Höhe des Reallohns konstant bleibt und dass die Änderung der Produktivität in allen Branchen und für alle Produkte gleichmäßig erfolgt. In der kapitalistischen Wirklichkeit ist das selbstverständlich nicht so: Lohnhöhe und Arbeitszeit ändern sich permanent unter dem Einfluss gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, und Produktivitätsschübe erfolgen über verschiedene Branchen hinweg durchaus ungleichzeitig und in unterschiedlichen Ausmaßen.² Hinzu kommt, dass die Produkte selbst sich ständig verändern und immer neue Produkte hinzu kommen, während alte verschwinden. Unbestreitbar hat sich z. B. in der Automobilindustrie die Produktivität in den letzten 50 Jahren drastisch erhöht, nur müsste man zur genauen Quantifizierung ein heutiges Auto finden, das dem VW-Käfer der 1950er Jahre gleicht, und solch ein Auto gibt es nicht. Schon gar nicht könnte man die Produktion von CD-Playern mit der vor 30 Jahren vergleichen, weil es zu der Zeit noch gar keine CD-Player gab usw.

Insofern beschreibt die hier durchgeführte Rechnung und das in Abbildung 1 dargestellte Ergebnis nur eine Entwicklungstendenz, die man sich vielleicht auch ohne eine solche Rechnung hätte klar machen können. Doch diese Entwicklungstendenz gibt es wirklich. Sie hat ihren Grund in dem von Marx beschriebenen, von der Marktkonkurrenz induzierten und permanent wirkenden Zwang zur Reduzierung der Arbeitszeit, also der Erhöhung der Produktivität, die sich über alle Branchen und Produkte hinweg auch empirisch feststellen lässt. Notwendig ist auch, dass die in einer stofflichen Einheit realisierte Mehrwertmasse gegen Null tendiert, wenn die Produktivität unbeschränkt wächst und der Wert des Einzelprodukts damit langsam aber sicher verschwindet. Schließlich kann die Mehrwertmasse nie größer als die Wertmasse sein. Auf der anderen Seite ist klar, dass kein Mehrwert erzielt werden kann (und dann auch kein Kapitalismus möglich ist), solange die Produktivität gerade mal zur Reproduktion der Arbeitskraft ausreicht ($m = 0$). Dass die vom Einzelprodukt getragene Mehrwertmasse irgendwo zwischen diesen beiden Grenzen ihr Maximum annimmt, ist daher auch ohne mathematische Modellrechnung plausibel.

Auf zweierlei ist hier noch einmal hinzuweisen: Erstens ist das Schema der Tabellen 1 bis 3 mit dem in Abbildung 1 dargestellten Ergebnis nicht nur auf einzelne Produkte, sondern ebenso auf beliebige „Warenkörbe“ oder auch auf den von ganzen Nationalökonomien z. B. in einem Jahr produzierten stofflichen Reichtum anwendbar, die daraus abgeleitete Entwicklungstendenz ist also allgemeinsten Art. Zweitens kann die laut Marx dem entwickelten Kapitalismus adäquate Form der Mehrwertproduktion durch permanente Produktivitätssteigerung vom Kapital nicht einfach abgestellt werden, auch wenn sie auf Dauer seinen „Interessen“ zuwiderläuft, indem sie den in stofflichen Einheiten realisierten Mehrwert ebenso permanent verringert. Die hier beschriebene Dynamik wird angetrieben (Übergang zu Schritt 2 in den Tabellen 1 bis 3) durch

²Über die Angleichung der Profitraten werden aber die in den einzelnen Produkten erzielten Mehrwertmassen und damit auch die Effekte von Produktivitätssteigerungen umverteilt. Produktivitätserhöhungen in einzelnen Branchen führen über Anpassungsprozesse zu Änderungen von Mehrwert und Profit auch in allen anderen. Auch Branchen, deren Produkte nur noch „homöopathische Dosen“ an Arbeit enthalten, sind deswegen nicht weniger profitabel als andere. Deswegen ist es auch unsinnig, diesen Produkten die Warenförmigkeit abzuspochen, wie LOHOFF (2007) es tut (zur Kritik vgl. KURZ 2008). In Hinblick auf die hier durchgeführte Modellrechnung lässt sich dagegen sagen, dass die Effekte der Produktivitätserhöhungen in Bezug auf die realisierte Mehrwertmasse gleichförmiger sind als die Produktivitätserhöhungen selbst, die Ergebnisse der Modellrechnung insofern realistischer als die Annahmen, unter denen sie erzielt wurden.

die Konkurrenz, sei es die von Einzelbetrieben oder auch die von Staaten oder „Standorten“. Die Akteure folgen hier durchaus ihren eigenen Interessen und müssen schon um ihrer bloßen Weiterexistenz im Kapitalismus willen so handeln. Die damit in Gang gesetzte Dynamik ist daher der Wertförmigkeit des gesellschaftlichen Reichtums unauf löslich eingeschrieben. Sie ließe sich nur bremsen oder gar abstellen, indem der Wert abgeschafft wird.

4 Die Entwicklungstendenz des relativen Mehrwerts

Des dauerhaft wirkenden Zwangs zur Verringerung der Arbeitszeit wegen kann man davon ausgehen, dass sich im Laufe der kapitalistischen Entwicklung die Produktivität ständig erhöht hat, wenn auch nicht gleichmäßig, sondern im Wechsel von Produktivitätsschüben und Phasen nur langsam wachsender Produktivität. Das bedeutet aber, dass die durch Abbildung 1 veranschaulichte Entwicklung des in einer stofflichen Einheit realisierten Mehrwerts in Abhängigkeit von der wachsenden Produktivität auch eine Entwicklung in der historischen Zeit des Kapitalismus ist: Während in seinen Anfängen jede Produktivitätserhöhung zu einer Vergrößerung der in der einzelnen Ware realisierten Mehrwertmasse führte, führt sie in seinen späten Phasen zu deren Verringerung. In diesem Sinne lässt sich die Geschichte des Kapitalismus in eine Aufstiegs- und eine Abstiegsphase des relativen Mehrwerts einteilen.

Der Kapitalismus bewegt sich in eine eindeutige Richtung, nämlich im Laufe der Zeit zu immer höherer Produktivität. Diese Feststellung genügt bereits, um allen Vorstellungen den Boden zu entziehen, denen zufolge der Kapitalismus ein Prozess des immer gleichen Wechsels von Krisen und Akkumulationsschüben sei und schon daher aus seiner Eigendynamik heraus gar nicht zu einem Ende finden könne. Die in den letzten Jahren häufig gemeldeten reinen Rationalisierungsinvestitionen etwa, die bei gleichbleibender Produktion Arbeitsplätze abbauen, die Produktivität der verbleibenden Arbeitsplätze also erhöhen und das Einzelunternehmen damit rentabler machen, hätten in der Aufstiegsphase des relativen Mehrwerts einen Zuwachs der Mehrwertproduktion zur Folge gehabt, führen aber in der Abstiegsphase hoher Produktivität zu deren Verringerung und werden damit nicht nur für die von Entlassung betroffenen Arbeitskräfte lebensbedrohlich, sondern wirken auch für das Kapital insgesamt krisenverschärfend.

Es ist zwar nicht möglich, Aufstiegs- und Abstiegsphase des relativen Mehrwerts und den Umschlagpunkt, der durch die Mehrwertrate $m' = 1$ markiert ist, historisch genau zu verorten, zumal es hier erhebliche Ungleichzeitigkeiten geben dürfte. Es lässt sich aber auch ohne genauere historisch-empirische Untersuchungen vermuten, dass in den Anfängen der Produktion des relativen Mehrwerts durch Kooperation (MEW 23: 341f), Arbeitsteilung und Manufaktur (MEW 23: 356f) die Produktivität wohl so gering gewesen ist, dass für einen Zuwachs der Mehrwerts je einzelner Ware „Luft nach oben“ blieb. Vielleicht ist das zu spekulativ, für die Frage nach der finalen Krise allerdings auch ohne Bedeutung. Dafür spielt nur die späte Phase des Kapitalismus eine Rolle, und es ist klar, dass wir heute den Umschlagpunkt von $m' = 1$ weit hinter uns gelassen haben: Die Nettolohnquote im Deutschland des Jahres 2004 lag bei etwa 40%, was einer Mehrwertrate von 1,5 entspricht. Hierbei ist zusätzlich zu berücksichtigen, dass es sich um die Nettolöhne nicht nur der produktiven (Mehrwert produzierenden), sondern auch der unproduktiven (aus der gesamtgesellschaftlich produzierten Mehrwertmasse entlohnten) Arbeitskräfte handelt. Auf die Versuche einer genauen Abgrenzung produktiver und unproduktiver Arbeit will ich an dieser Stelle nicht eingehen (vgl. dazu KURZ 1995). Im Rahmen der Kritik der politischen Ökonomie ist aber unbestritten, dass alle Arbeiten, die in der bloßen Kanalisierung von Geldflüssen bestehen (Handel, Banken, Versicherungen aber auch viele Einzelabteilungen innerhalb ansonsten Mehrwert produzierender Betriebe), unproduktiv sind, also keinen Mehrwert schaffen

(vgl. HEINRICH 2005: 134). Das heißt aber, dass die Nettolohnquote der produktiven Arbeitskräfte noch einmal erheblich unter den genannten 40% und die Mehrwertrate entsprechend höher als 1,5 liegen muss.³

Seit einigen Jahrzehnten bereits lässt sich beobachten, dass das Kapital verstärkt auf die Produktion des absoluten Mehrwerts zurückgreift, also den Mehrwert durch die Verlängerung des Arbeitstages und die Senkung von Reallöhnen zu steigern versucht. Der permanente Zwang zur Produktivitätserhöhung ist damit natürlich nicht verschwunden, sodass keine Rede davon sein kann, der relative Mehrwert würde jetzt wieder durch den absoluten abgelöst, dafür sind dessen Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung schon wegen der natürlichen Begrenztheit des Arbeitstages zu gering, dessen Verlängerung unter den heutigen Bedingungen zudem keineswegs zu mehr Arbeit sondern nur zum Abbau von Arbeitsplätzen führt. Ebenso hat die Senkung von Reallöhnen eine natürliche Grenze, nämlich Null, und die Annäherung an sie bedeutet nur, dass die Reproduktion der Arbeitskraft vom Staat, damit aber aus der gesamtgesellschaftlich produzierten Mehrwertmasse zu finanzieren ist.

Die Produktion des absoluten Mehrwerts gehört Marx zufolge einer frühen Form der kapitalistischen Produktionsweise an, in der die Arbeit nur formell unter das Kapital subsumiert war, die Arbeitskräfte also für einen Kapitalisten arbeiteten, die konkrete Arbeit aber auf der stofflichen Ebene noch nicht an das Kapital gebunden war. Die Produktion des relativen Mehrwerts setzt dagegen die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital voraus, das jetzt selber den technischen Prozess der konkreten Arbeit definiert, in dem die Arbeitskräfte eingesetzt werden (MEW 23: 532/533). Wenn das Kapital heute wieder auf die Produktion des absoluten Mehrwerts zurückgreift, so bedeutet das keineswegs, dass die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital aufgehoben wäre, sondern es handelt sich um eine auf Dauer gesehen erfolglose Reaktion auf den Niedergang der Produktion des relativen Mehrwerts, der – wie hier gezeigt – ein endgültiger ist. Vor diesem Hintergrund ist auch der Schluss inadäquat, zu dem HEINRICH (1999: 5) kommt, indem er feststellt, der Kapitalismus würde von den „fast schon idyllischen Zuständen“ des Fordismus zu seiner „normalen Funktionsweise“ zurückkehren, womit wohl die präfordistische Phase gemeint ist. Damit wird schlicht übergangen, was sich seither in Sachen Produktivität getan hat, und in dieser Hinsicht unvergleichliche Entwicklungsphasen des Kapitalismus einfach gleichgesetzt. Das ist bestenfalls eine Argumentation mit Erscheinungsformen, und in der Tat kann man auf dieser Ebene die Ausbeutungsverhältnisse etwa im heutigen China mit denen des westeuropäischen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts durchaus in Beziehung bringen. Die Tiefenströmung der kapitalistischen Dynamik bleibt einer solchen Betrachtungsweise aber verschlossen.

Es ist mir nicht klar, ob Marx selber seine Analyse des relativen Mehrwerts über den hier identifizierten Umschlagpunkt hinausgetrieben hat, wodurch er erst die Verbindung zu seiner Charakterisierung des Kapitals als „prozessierenden Widerspruch“ in den *Grundrissen* hätte herstellen können. Tatsächlich operiert er im entsprechenden Kapitel des *Kapital* (MEW 23: 331f) ausschließlich mit Zahlenbeispielen vom Typ der Tabelle 1, also mit niedriger Mehrwertrate (z. B. ein zwölfstündiger Arbeitstag mit zehn Stunden notwendiger und zwei Stunden Mehrarbeit). Heinrich scheint die Entwicklungstendenz des relativen Mehrwerts zu sehen, er könnte es aufgrund der vom ihm gewählten Zahlenbeispiele jedenfalls, nur spricht er die Konsequenz nicht aus bzw. wehrt sie, wo er sie doch benennt, sogleich ab (HEINRICH 2005: 177/178):

„Die zur Produktion der einzelnen Ware nötige Arbeitszeit kann durchaus sinken, der Wert

³Das bedeutet natürlich nicht, dass 70 oder 80 Prozent des geschaffenen Werts für die Kapitalakkumulation zur Verfügung stehen. Aus dem produzierten Mehrwert ist zum einen der gesamte Staatskonsum zu finanzieren, zum anderen auch die gesamte Arbeit (Löhne und Profite) in unproduktiven Betrieben.

der Ware abnehmen, sofern nur der von seinem Kapital produzierte Mehrwert bzw. Profit wächst. Ob sich der Mehrwert/Profit auf eine kleinere Zahl von Produkten mit hohem Wert oder auf eine größere Zahl von Produkten mit niedrigerem Wert verteilt, ist dabei unerheblich.“

Der letzte Satz, der an dieser Stelle dazu dient, sich gegen den Marx der *Grundrisse* und die Krisentheorie der ehemaligen *Krisis* positionieren zu können (s. o.), ist doch zumindest sehr gewagt. Er läuft darauf hinaus, der Volkswagen AG beispielsweise könne es egal sein, ob sie 4 Millionen oder 15 Millionen Autos im Jahr produzieren und verkaufen muss, um denselben Mehrwert/Profit zu realisieren. Insbesondere auf bereits gesättigten Märkten könnte sich hier ein Absatzproblem auftun mit der Folge einer Vernichtungskonkurrenz, wie sie auf dem Automarkt in der Tat seit Jahren im Gange ist. Heinrich hat freilich darin recht, dass sich der vom Kapital produzierte Mehrwert erst aus der Multiplikation des Mehrwerts der einzelnen Ware mit dem stofflichen Umfang der Produktion ergibt. Einerseits bedeutet das, dass sich aus der Auf- und Abstiegsphase des relativen Mehrwerts nicht unmittelbar auf eine Auf- und Abstiegsphase des Kapitals schließen lässt. Doch andererseits tritt genau an dieser Stelle der – auch der Argumentation von KURZ (1986) zugrunde liegende – Widerspruch von stofflichem Reichtum und der Form des Werts, in die er gebracht werden muss, zutage, ein „prozessierender Widerspruch“, der mit der weiteren Produktion des relativen Mehrwerts immer größer wird: Je höher die Produktivität, desto geringer der in der einzelnen Ware enthaltene Mehrwert, desto größer der auch nur für eine konstante Mehrwertproduktion erforderliche stoffliche Output, desto schärfer die Konkurrenz, desto größer der Zwang zur weiteren Produktivitätssteigerung usw.

Zweifellos erscheint hier eine „absolute logische und historische Schranke“ des Kapitals (KURZ 1986: 28) und damit das Ende seiner Akkumulationsfähigkeit im Blickfeld. Auch wenn sich auf der hier eingenommenen Abstraktionsebene die Verlaufsform der absehbaren Krisendynamik nicht bestimmen lässt, sollen abschließend doch – unter Einbeziehung der ökologischen Frage – die keineswegs eindeutigen Richtungen ins Auge gefasst werden, in die sich der hier identifizierte Widerspruch von Stoff und Form mehr oder weniger gewaltsam auflösen kann.

5 Wachstumswang, historische Expansion des Kapitals und stoffliche Grenzen

In einer allein am stofflichen Reichtum orientierten – damit aber bereits nicht kapitalistischen – Gesellschaft würde das Wachstum der Produktivität wohl nur wenige, technisch lösbare Probleme machen und könnte das menschliche Leben bei weniger Arbeit und dennoch mehr Gebrauchsgütern erleichtern. Genau so wird der Segen des Produktivitätswachstums auch öffentlich kommuniziert, nämlich als Potenz zur technischen Lösung aller Menschheitsprobleme. Im Rahmen der dabei gar nicht infrage gestellten kapitalistischen Produktionsweise würde diese Sicht freilich voraussetzen, dass sich das Kapital mit einer immer geringer werdenden Mehrwertmasse arrangieren könnte.⁴ Doch das kann es nicht.

„Wenn Wert die Form des Reichtums ist, ist das Produktionsziel notwendigerweise Mehrwert. Das heißt, das Ziel kapitalistischer Produktion ist nicht einfach Wert, sondern die ständige

⁴Hinzu kommt, dass die Erleichterung menschlichen Lebens auf globaler Ebene eine bewusste, am stofflichen Reichtum orientierte Planung, also das ungefähre Gegenteil einer Orientierung am Markt voraussetzen würde. Im Übrigen würde es in einer nicht kapitalistischen Gesellschaft auf dem heutigen Produktivitätsniveau auch nicht bloß um weniger Arbeit, als vielmehr um ihre Abschaffung als Kategorie gehen.

Vermehrung des Mehrwerts.“ (Postone 2003: 465) Diese hat ihren Grund darin, dass im kapitalistischen Produktionsprozess „auf erweiterter Stufenleiter“ (MEW 23: 605f) das sich verwertende Kapital im Verwertungsprozess sich vermehren und daher auch einen immer größer werdenden Mehrwert aus sich „erzeugen“ muss, indem es eine entsprechend größer werdende Anzahl von Arbeitskräften einsaugt und ausbeutet.

Bei wachsender Produktivität potenziert sich auf der stofflichen Ebene dieser Wachstumszwang noch einmal: Wenn zur Realisierung des gleichen Mehrwerts die Produktion von immer mehr stofflichem Reichtum erforderlich wird, dann muss der stoffliche Output des Kapitals entsprechend noch stärker wachsen als die Mehrwertmasse. Wie gesehen, gilt das für die schon seit längerer Zeit erreichte Abstiegsphase der Produktion des relativen Mehrwerts. Stößt diese Expansionsbewegung nun auf Grenzen, weil der ständig zunehmende stoffliche Reichtum ja nicht bloß produziert, sondern auch zahlungsfähige Abnehmer finden muss, so kommt eine irreversible Krisendynamik in Gang: Ein konstant bleibender oder auch bloß weniger schnell als die Produktivität wachsender stofflicher Output hat eine immer geringer werdende Mehrwertproduktion zur Folge, wodurch sich wiederum die Möglichkeiten des Absatzes des stofflichen Outputs verringern, was dann verstärkt auf das Sinken der Mehrwertmasse durchschlägt usw. Eine solche Abwärtsbewegung erfasst nun keineswegs alle Einzelkapitale gleichmäßig, sondern von ihr sind in erster Linie die weniger produktiven betroffen, die aus dem Markt verschwinden müssen bis hin zum Zusammenbruch ganzer Volkswirtschaften wie etwa die der osteuropäischen Länder Anfang der 1990er Jahre. In die dadurch entstehenden Leerstellen kann das verbleibende Kapital hineinstoßen und erst einmal wieder expandieren, wodurch an der Oberfläche der Eindruck entsteht, ihm gehe es ungeheuer gut. Das mag für die jeweils Überlebenden und den Augenblick sogar zutreffen, nur ändert es nichts am Charakter der Gesamtbewegung.

Das Wachstum der Mehrwertmasse und – bei wachsender Produktivität – das damit verbundene noch stärkere Wachstum des stofflichen Outputs ist bewusster „Lebenszweck“ des Kapitals und Bedingung *sine qua non* des Fortbestehens der kapitalistischen Produktionsweise. Diesem ihm immanenten Wachstumszwang, der Notwendigkeit seiner schrankenlosen Akkumulation also, ist das Kapital in der Vergangenheit durch einen historisch beispiellosen Expansionsprozess nachgekommen. KURZ (1986: 30f) nennt als seine wesentlichen Momente erstens die schrittweise Eroberung aller schon vor und unabhängig von ihm bestehenden Produktionszweige und die damit verbundene Überführung der Arbeitsbevölkerung in die Lohnabhängigkeit, was auch die Eroberung des geografischen Raums beinhaltet (im Kommunistischen Manifest als „Jagd der Bourgeoisie über die Erdkugel“ schaudernd bewundert), und zweitens die Schaffung neuer Produktionszweige für (ebenfalls erst zu schaffende) neue Bedürfnisse, über den Massenkonsum verbunden mit der Eroberung auch des abgespaltenen „weiblichen“ Raums der Reproduktion der Arbeitskraft und neuerdings der allmählichen Aufhebung der Trennung von Arbeit und Freizeit.⁵

Die Räume, in die das Kapital damit expandiert ist, sind stofflicher Art, daher notwendigerweise endlich und irgendwann ausgefüllt. Für das erstgenannte Moment des Expansionsprozesses ist das heute zweifellos der Fall: kein Flecken auf der Erde und kein Produktionszweig, der nicht

⁵Es geht an dieser Stelle ausschließlich um die quantitative Seite der objektiven Dynamik der Kapitalverwertung. Unter dem Aspekt der Wertabspaltung als der dunklen Kehrseite der Zurichtung des (männlichen) Subjekts für die Wertverwertung und damit notwendigen Voraussetzung wertförmiger Vergesellschaftung wäre es aber eine eigene Untersuchung wert, ob und inwieweit das Kapital auch dadurch seine eigenen Grundlagen untergräbt, dass es mit der Kapitalisierung des abgespaltenen „weiblichen“ Bereichs dessen Funktion für die Wertverwertung langfristig zerstört. Die Zunahme psychischer Erkrankungen und vorzeitiger Arbeitsunfähigkeit aus psychischen Gründen spricht für diese Vermutung ebenso wie die zum Teil bereits untragbar gewordenen Zustände in der öffentlichen, dem betriebswirtschaftlichen Zeitregime unterworfenen Kinder-, Kranken- und Altenversorgung.

dem Zugriff des Kapitals ausgeliefert wäre. Daran ändert auch die vorhandene Subsistenzproduktion nichts, denn bei ihr handelt es sich nicht um einen vormodernen Rest sondern um einen Notbehelf, mit dem aus der kapitalistischen Produktion Herausgefallene ihr Überleben mehr schlecht als recht zu sichern versuchen.

Umstritten ist dagegen die Frage, ob auch das zweite Moment des kapitalistischen Expansionsprozesses endgültig an sein Ende gekommen ist. Es beruhte wesentlich auf einer Ausweitung des Massenkonsums, die aber nur dann möglich ist, wenn die Reallöhne entsprechend steigen, wovon dann wiederum die Produktion des relativen Mehrwerts betroffen ist. In der Hochphase des Fordismus nach dem 2. Weltkrieg – Zeiten der Vollbeschäftigung – ließen sich gewerkschaftliche Forderungen nach Lohnerhöhungen in der Höhe des Produktivitätswachstums zeitweise auch durchsetzen. Im Rechenschema der Tabellen 1 bis 3 bedeutet das jeweils einen Übergang von Zeile 1 zu Zeile 3 (statt Zeile 4) mit konstant bleibender Mehrwertrate und einem Sinken um den Faktor $1/p$ der Mehrwertmasse je stofflicher Einheit, das eine Zeit lang durch das Wachstum des Massenkonsums überkompensiert werden konnte. Dieser Prozess ließ sich aber bei ständig weiter wachsender Produktivität und allmählicher Sättigung der Märkte für die neuen Produktionszweige (etwa Automobile oder Haushaltsgeräte) nicht dauerhaft aufrecht erhalten. KURZ (1986: 31f.) fasst die Situation, wie sie sich Mitte der 1980er Jahre darstellt, folgendermaßen zusammen:

„Beide wesentlichen Formen oder Momente des kapitalistischen Ausdehnungsprozesses beginnen heute aber auf absolute stoffliche Grenzen zu stoßen. Der Sättigungsgrad der Kapitalisierung wurde in den sechziger Jahren erreicht; diese Quelle der Absorption lebendiger Arbeit ist endgültig zum Stillstand gekommen. Gleichzeitig impliziert das Zusammenfließen von naturwissenschaftlicher Technologie und Arbeitswissenschaft in der Mikroelektronik eine grundsätzlich neue Stufe in der Umwälzung des stofflichen Arbeitsprozesses. Die „mikroelektronische Revolution“ eliminiert nicht nur in dieser oder jener spezifischen Produktionstechnik lebendige Arbeit in der unmittelbaren Produktion, sondern erstmals auf breiter Front und quer durch alle Produktionszweige hindurch, selbst die unproduktiven Bereiche erfassend. Dieser Prozeß hat gerade erst angefangen ... Soweit in diesem Prozeß neue Produktionszweige geschaffen werden, etwa in der Produktion der Mikroelektronik selbst oder in der Gentechnologie, sind sie ihrem Wesen nach von vornherein wenig arbeitsintensiv in der unmittelbaren Produktion. Damit bricht die bisherige historische Kompensation für die im relativen Mehrwert angelegte absolute immanente Schranke der kapitalistischen Produktionsweise zusammen. Die massenhafte Eliminierung lebendiger Produktionsarbeit als Quelle der Wertschöpfung kann nicht mehr durch neu in die Massenproduktion tretende „verwohlfeilerte“ Produkte aufgefangen werden, weil diese Massenproduktion nicht mehr durch ein Wiedereinsaugen vorher und anderswo „überflüssig gemachter“ Arbeitsbevölkerung in die Produktion vermittelt ist. Damit kippt das Verhältnis von Eliminierung lebendiger Produktionsarbeit durch Verwissenschaftlichung einerseits und Absorption lebendiger Produktionsarbeit durch Kapitalisierungsprozesse bzw. Schaffung neuer Produktionszweige andererseits historisch unwiderruflich um: von nun an wird unerbittlich mehr Arbeit eliminiert als absorbiert werden kann. Auch alle noch zu erwartenden technologischen Innovationen werden immer nur in die Richtung weiterer Eliminierung lebendiger Arbeit gehen, alle noch zu erwartenden neuen Produktionszweige werden von vornherein mit immer weniger direkter menschlicher Produktionsarbeit ins Leben treten.“

HEINRICH (2005: 178) bezeichnet den direkten Bezug der „Kurzschen Zusammenbruchstheorie“ zur „mikroelektronischen Revolution“ etwas höhnisch als „technologischen Determinismus“, der

„ganz wunderbar zu dem von Kurz ansonsten heftigst kritisierten «Arbeiterbegungsmarxismus»“ passe. Dabei geht es hier, wie auch Heinrich durchaus sieht, nicht um eine ganz spezielle Technik, sondern darum, dass sie die Arbeit weitgehend überflüssig mache, wogegen er auch in seiner „ausführlicheren Kritik“ (HEINRICH 1999) kein Argument aufbringt. Einem Werttheoretiker müsste das aber doch eigentlich zu denken geben, denn eine Krise des Kapitals könnte daraus nur dann nicht resultieren, wenn Wert und Mehrwert nicht in Arbeitszeit gemessen, sondern naturwissenschaftliche Technik die Anwendung unmittelbarer Arbeit als Wertquelle abgelöst hätte, wie es ein Habermas meint. So weit geht Heinrich allerdings nicht.

Richtig ist dagegen, und hierin wäre Heinrich – hätte er es denn gesagt – recht zu geben, dass eine auf das Hier und Jetzt bezogene Prognose, der zufolge „von nun an unerbittlich mehr Arbeit eliminiert (wird) als absorbiert werden kann“, sich nicht allein aus der auf einer abstrakteren Ebene angesiedelten Kategorie des relativen Mehrwerts ableiten lässt, sondern dass dazu empirische Indizien hinzukommen müssen. Die gibt es zuhauf, und Kurz führt sie auch an (für eine Fülle weiterer vgl. KURZ 2005). Aber natürlich kann der empirische Schein trügen und das Kapital sich noch einmal berappeln, es fragt sich dann nur, mit welchen Folgen für sich selbst und die Menschheit.

Diese Unsicherheit über den weiteren Verlauf der Krisendynamik ändert nämlich nichts daran, dass das Kapital an seiner eigenen Dynamik zugrunde gehen muss, wenn es nicht vorher durch bewusste menschliche Handlungen überwunden wird. Das folgt allein schon aus seinem schrankenlosen Wachstumszwang auf der einen und der Endlichkeit menschlicher und stofflicher Ressourcen, auf die es angewiesen bleibt, auf der anderen Seite.

HÜLLER (2006) hat bereits darauf hingewiesen, dass die gesamtgesellschaftliche Profitrate (Akkumulationsrate) schon deswegen sinken muss, weil die dem Kapital auf dieser Erde zur Verfügung stehende Arbeitskraft nun einmal endlich ist, eine konstante Profitrate aber eine exponentiell wachsende Arbeitsbevölkerung zu ihrer Voraussetzung hätte.⁶ Dabei wurde die Produktion des relativen Mehrwerts noch nicht einmal in Rechnung gestellt. Tut man das, so zeigt sich, dass eine konstante oder selbst exponentiell wachsende stoffliche Produktion bei zu geringer Rate des „realen Wachstums“ (unterhalb der Wachstumsrate der Produktivität) eine exponentiell fallenden Mehrwertmasse (und entsprechend fallende Größe der produktiven Arbeitsbevölkerung) zur Folge hat.

Die Feststellung, dass „von nun an unerbittlich mehr Arbeit eliminiert (wird) als absorbiert werden kann“, beruht wesentlich auf der Voraussetzung, dass das Kapital nicht mehr in der Lage sein werde, mit Produktinnovationen die durch die Prozessinnovationen induzierten Verluste der Wert- und Mehrwertproduktion aufzufangen. Dafür spricht viel, jedenfalls ist von derartigen Innovationen auch heute – 22 Jahre später – weit und breit nichts zu sehen. Wie gesagt geht es hier nicht um neue Produkte und zugehörige Bedürfnisse schlechthin, sondern um solche, deren Produktion so massenhaft Arbeit erfordert, dass damit die Rationalisierungspotenzen der Mikroelektronik mindestens kompensiert würden. Sollte sich diese Prognose dennoch als falsch erweisen, wäre damit der hier aufgezeigte Widerspruch von Stoff und Form aber keineswegs aufgelöst, sondern er müsste sich dann in einer anderen Richtung gewaltsam entladen.

⁶Das der neoricardianischen Kritik an Marx entspringende, so genannte Okishio-Theorem widerlegt dagegen angeblich das „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“, was auch HEINRICH (1999a: 327f, 2005: 148) so akzeptiert und gern gegen die „Zusammenbruchstendenz“ des Kapitals zur Geltung bringt. Dabei besagt das Okishio-Theorem nur, dass ein spezielles mathematisches Modell (ein komparativ statisches, lineares Produktionspreismodell, das albern Weise Marx in die Schuhe geschoben wird) den Fall der Profitrate nicht nachweisen kann, sondern sogar deren Anstieg impliziert. Daran zeigt sich nur, dass man von absoluten Größen und ihren Grenzen nicht einfach abstrahieren sollte, wie es lineare Modelle immer tun.

6 Wachstumszwang und Umweltzerstörung

„Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebne Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit. Je mehr ein Land ... von der großen Industrie als dem Hintergrund seiner Entwicklung ausgeht, desto rascher dieser Zerstörungsprozeß. Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“ (MEW 23: 529/530)

Das Kapital bedarf des stofflichen Reichtums als Träger des Werts, als solcher ist er unverzichtbar und das in quantitativer Hinsicht (s. o.) sogar in zunehmendem Maße. Dem stofflichen Reichtum aber, der frei zur Verfügung steht und deshalb in die produzierte Wert- und Mehrwertmasse nicht eingeht, steht das Kapital gleichgültig gegenüber. Sein Erhalt ist im Vergleich zur Notwendigkeit der Kapitalakkumulation bestenfalls nachrangig, oder anders gesagt: Dient die Zerstörung stofflichen Reichtums der Wertverwertung, so wird er zerstört. So einfach ist das. In diese Rubrik fallen alle seine Gestalten, die in den letzten 50 Jahren unter dem Aspekt der Umweltzerstörung ins Blickfeld respektive Gerede gekommen sind: Die dauerhafte Fruchtbarkeit der Böden etwa, auf die bereits Marx hingewiesen hat, Luft und Wasser von einer Qualität, die sich ohne Gefahr für Leib und Leben atmen bzw. trinken lassen, Artenvielfalt und intakte Ökosysteme, und sei es auch bloß in ihrer Funktion als erneuerbare Nahrungsressourcen, oder ein Klima, das mit menschlichem Leben verträglich ist.

Die Frage ist daher nicht, ob die Umwelt um der Wertverwertung willen zerstört wird, sondern allenfalls, in welchem Maße. Und dabei spielt das Wachstum der Produktivität, solange es – als Produktion des relativen Mehrwerts – an den Wert als vorherrschende Form des Reichtums gebunden bleibt, eine durchaus unheilvollen Rolle, weil die Realisierung derselben Mehrwertmasse einen immer größeren stofflichen Output und einen noch größeren Ressourcenverbrauch erfordert: Der Übergang von alten zu neuen Techniken zum Zwecke der Verringerung der benötigten Arbeitszeit erfolgt nämlich in der Regel dadurch, dass menschliche Arbeit durch Maschinen ersetzt oder beschleunigt wird. Man nehme z. B. idealtypisch an, dass im Rechenschema der Tabellen 1 bis 3 mit der alten Technik in 1000 Arbeitstagen 10000 Hemden gefertigt werden, zu deren Herstellung nur Tuch und Arbeit erforderlich sind. Die neue Technik könnte dann darin bestehen, die für die Produktion derselben Menge an Hemden benötigte Arbeitszeit auf 500 Arbeitstage zu reduzieren, dazu aber Maschinen und zusätzliche Energie einzusetzen und zu verbrauchen, die ihrerseits in 300 Arbeitstagen produziert werden können. Das hieße aber in der Situation von Tabelle 2 ($m'_1 > 1$), dass mit der neuen, rentableren Technik zur Realisierung desselben Mehrwerts wie mit der alten nicht nur mehr als 10000 Hemden, sondern darüber hinaus zusätzliche Maschinen und Energie kapitalistisch produziert werden müssten, die im Produktionsprozess verbraucht würden. Das bedeutet, dass für denselben Mehrwert ein immer größerer Ressourcenverbrauch nötig wird, der größer ist und noch schneller wächst als der erforderliche stoffliche Output.

Hätte KURZ (1986) also unrecht und würde die Kapitalakkumulation unbeschränkt weitergehen, so wäre über kurz oder lang die Zerstörung der stofflichen Grundlagen der Kapitalverwertung, aber eben auch menschlichen Lebens überhaupt die unausweichliche Folge.

Moishe Postone zieht aus dem von ihm in ähnlicher Weise analysierten, durch die Produktion des relativen Mehrwerts hervorgebrachten Widerspruch zwischen stofflichem und wertförmigem Reichtum diesen Schluss (Postone 1993/2003: 469):

„Überlegungen bezüglich möglicher Grenzen oder Schranken der Kapitalakkumulation einmal beiseite gelassen besteht eine der Konsequenzen, die durch diese besondere Dynamik impliziert wird – die größere Zuwächse an stofflichem Reichtum als an Mehrwert erzielt –, darin, die Umwelt beschleunigt zu zerstören. Marx zufolge ist es ein Ergebnis der Beziehung zwischen Produktivität, stofflichem Reichtum und Mehrwert, daß die andauernde Expansion des letzteren zunehmend schädliche Konsequenzen für die Natur wie für die Menschen hat.“

In ausdrücklichem Gegensatz zu HORKHEIMER/ADORNO (1969), für die die Beherrschung der Natur an sich bereits den „Sündenfall“ darstellt, betont POSTONE (1993/2003: 470), „daß die wachsende Zerstörung der Natur nicht einfach als Konsequenz der zunehmenden Kontrolle und Beherrschung der Natur durch den Menschen angesehen werden sollte.“ Eine solche Art der Kritik sei unzureichend, weil sie nicht zwischen Wert und stofflichem Reichtum unterscheidet, die Natur im Kapitalismus aber nicht des stofflichen Reichtums, sondern des Mehrwerts wegen ausgebeutet und zerstört werde. Wegen des zunehmenden Ungleichgewichts zwischen beiden Reichtumsformen kommt er zu dem Ergebnis (POSTONE 1993/2003: 471):

„Das von mir skizzierte Muster lässt darauf schließen, daß es in einer Gesellschaft, in der die Ware totalisiert ist, zu einem grundlegenden Spannungsverhältnis zwischen ökologischen Erwägungen und den Imperativen des Werts als der Form des Reichtums und der gesellschaftlichen Vermittlung kommt. Weiterhin impliziert es, daß jeder Versuch, der wachsenden Umweltzerstörung im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft einschneidend mit einer Einschränkung ihrer Expansion zu begegnen, langfristig gesehen wahrscheinlich wirkungslos wäre – nicht nur aufgrund entgegenstehender Interessen der Kapitalisten oder staatlichen Entscheidungsträger, sondern vor allem weil das Mißlingen weiterer Mehrwertsteigerung tatsächlich schwierige ökonomische Probleme und erhebliche soziale Kosten nach sich zöge. In der Marxschen Analyse hängen die notwendige Kapitalakkumulation und die Schaffung des Reichtums der kapitalistischen Gesellschaft ihrem Wesen nach miteinander zusammen. Darüber hinaus ... bleiben die Lohnarbeiter, da Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft notwendiges Mittel zur individuellen Reproduktion ist, abhängig vom «Wachstum» des Kapitals, selbst wenn die Folgen ihrer Arbeit, ökologische oder anderweitige, für sie selbst und andere schädlich sind. Das Spannungsverhältnis zwischen den Erfordernissen der Warenform und den ökologischen Notwendigkeiten verschärft sich, wenn die Produktivität steigt, und stellt insbesondere während ökonomischer Krisen und Zeiten hoher Arbeitslosigkeit ein schweres Dilemma dar. Dieses Dilemma und die Spannung, in der es seine Ursache hat, sind dem Kapitalismus immanent. Eine endgültige Lösung wird es, solange der Wert die bestimmende Form gesellschaftlichen Reichtums bleibt, nicht geben.“

Auf der Erscheinungsebene stellt sich das hier beschriebene Dilemma in vielfältiger Form dar. Um ein Beispiel zu nennen: Während in umweltpolitischen Zusammenhängen Konsens darüber besteht, dass die globale Verbreitung des „american way of life“ oder auch nur des westeuropäischen „Lebensstils“ Umweltkatastrophen bisher unbekanntem Ausmaßes nach sich zöge, müssen entwicklungspolitische Institutionen genau dieses Ziel verfolgen, auch wenn es inzwischen unrealistisch geworden ist. Oder in der hier verwendeten Begrifflichkeit: Die für die weitere Kapitalakkumulation eigentlich notwendige Beschäftigung auch nur der Hälfte der global zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte auf dem inzwischen erreichten Produktivitätsniveau mit dem entsprechenden stofflichen Output und Ressourcenverbrauch hätte den sofortigen Kollaps des Ökosystems Erde zur Folge.

Als wöchentlich zu beobachtender Eiertanz um das „ökologisch Notwendige“ und das „ökonomisch Machbare“, die unvereinbar geworden sind, zeigt sich dieses Dilemma auch in der politi-

schen Behandlung der angekündigten Klimakatastrophe, die ja nur eines von vielen Umweltproblemen ist. Die Politik kann sich vom Kapital nicht emanzipieren, da die schon der Steuergelder und damit ihrer eigenen Handlungsfähigkeit wegen auf eine gelingende Mehrwertproduktion angewiesen ist. Daher muss sie bereits über den eigenen Schatten springen, nur um Beschlüsse zu fassen, die weit unterhalb der sachlichen Erfordernisse des zu lösenden Problems bleiben und dennoch eine Woche später unter dem Druck irgendeiner Lobby des „ökonomisch Machbaren“ schon wieder aufgeweicht werden. Was bleibt, ist Selbstinszenierung pur von „Machern“, die auch die objektiv unlösbaren Probleme angeblich noch im Griff haben.

7 Fazit

Im hier vorliegenden Text wird auf eine eher dürre Weise ein spezieller, für die kapitalistische Dynamik allerdings bestimmender Gesichtspunkt analysiert, nämlich die Produktion des relativen Mehrwerts und seine Konsequenzen für die Kapitalverwertung. Die dazu erforderliche Komplexitätsreduktion und mit ihr die zeitweise Ausblendung aller anderen Seiten des in die Krise gekommenen warenproduzierenden Patriarchats ist der Tribut, der einer – hoffentlich erreichten – verständlichen Darstellung zu zollen ist. So bleiben etwa die mit der voranschreitenden Krise einhergehenden ideologischen Verwerfungen ebenso ausgeblendet wie die zunehmende Ungleichheit, mit der verschiedene Bevölkerungsgruppen die Krise zu spüren bekommen: Frauen stärker als Männer und die Mittelschicht (noch) in geringerem Maße als die bereits prekarisierte Mehrheit (vgl. RENTSCHLER 2006, SCHOLZ 2008).

Ausgeblendet bleibt auch die Bedeutung des Finanzkapitals, über das hier deshalb noch ein paar Worte zu verlieren sind, weil es von einigen als der eigentliche Verursacher der Krise angesehen wird, während andere meinen, es könne den Kapitalismus vor dem endgültigen Absturz retten. Beides ist falsch. Richtig ist, dass im späten Kapitalismus die Wertverwertung ohne Finanzkapital nicht möglich wäre, weil auf dem Stand der erreichten Produktivität die erforderlichen riesigen kapitalistischen Aggregate durch Eigenkapital allein schon lange nicht mehr finanzierbar wären. Nur wird damit das Finanzkapital zwar zum unerlässlichen „Schmiermittel“, nicht aber zum „Treibstoff“ der Mehrwertproduktion, die an die Verausgabung von Arbeit gebunden bleibt. Die Wertverwertung ist freilich nicht deshalb ins Stocken gekommen, weil das Kapital böswillig in den Finanzsektor flüchtet, sondern umgekehrt: Weil die Kapitalverwertung bereits seit mehreren Jahrzehnten ins Stocken geraten ist, flüchtet das Kapital in den Finanzsektor mit seinen höheren, wenngleich, gesamtwirtschaftlich gesehen, fiktiven Renditen. Diese Flucht wirkt – im Sinne eines globalen und gegen alle neoliberale Ideologie keynesianischen *deficit spending* – zunächst einmal krisenaufschiebend; doch je länger das gelingt, desto größer der Knall, mit der die Krise sich schließlich durchsetzen muss. Die der postmodernen Virtualitäts-Phantasie entsprungene Vorstellung eines Kapitalismus jedenfalls, der dauerhaft durch einen ausufernden Finanzsektor angetrieben wird, dem keine reale Mehrwertproduktion mehr gegenübersteht, ist mindestens so abenteuerlich wie die Vorstellung einer Mehrwertproduktion ohne Arbeit allein durch die „Produktivkraft Wissenschaft“ (für eine genauere Auseinandersetzung mit solchen Vorstellungen vgl. KURZ 2005: 223ff).

Wenn nun aber die Mehrwertproduktion die Anwendung unmittelbarer Arbeit und die damit verbundene Produktion stofflichen Reichtums voraussetzt, so führt die laut Marx dem entwickelten Kapitalismus adäquate Form der Mehrwertproduktion, die Produktion des relativen Mehrwerts also, dazu, dass zur Realisierung derselben Mehrwertmasse ein immer größerer stofflicher Output und ein noch größerer Ressourcenverbrauch erforderlich ist. Der kapitalistische Akkumulations- und Ausdehnungsprozess stößt damit an absolute stoffliche Grenzen, deren

Beachtung zum Ausbrennen der kapitalistischen Verwertungslogik und deren Missachtung zur Zerstörung ihrer stofflichen Grundlagen und der Möglichkeit menschlichen Lebens überhaupt führen muss.

Die damit bezeichnete Wahl zwischen Pest (dem allmählichen Verschwinden der Arbeit und den damit im Kapitalismus verbundenen sozialen Folgen) und Cholera (dem ökologischen Kollaps) ist noch nicht einmal eine Alternative, sondern vermutlich blüht uns beides zugleich – eine fallende Mehrwertproduktion bei gleichzeitig wachsendem Ressourcenverbrauch –, überlagert von der Aussicht auf Kriege um die immer knapper werdenden, in der Kapitalverwertung verschleuderten stofflichen Ressourcen und um die Chancen, auch noch ihre letzten verbliebenen Reste verwerten zu dürfen.

Prognosen über die Verlaufsform des Niedergangs wären daher auf der Basis der hier durchgeführten Untersuchungen reine Spekulation, doch von einem Ende – so oder so – des Kapitalismus als Gesellschaftsformation sollte schon gesprochen werden, in anderem Sinne allerdings, als HEINRICH (1999: 178) in Bezug auf die „Kurzsche Zusammenbruchstheorie“ meint:

„Für die Linke hatte die Zusammenbruchstheorie historisch immer eine Entlastungsfunktion: Egal wie schlimm die aktuellen Niederlagen auch waren, das Ende des Gegners war letztlich doch gewiss.“

Auch darin hat er unrecht. Es geht nicht um das Ende eines „Gegners“, sondern um unser eigenes. Der absehbare Niedergang einer Gesellschaftsform – ob nun als langsames Siechtum oder großer Knall –, deren über den Warenfetisch an sie gebundene Mitglieder gar nicht wissen, was ihnen geschieht, den wertförmigen Reichtum für natürlich halten und daher auch nach seinem Ende bestenfalls als Warensubjekte ohne Waren dahinvegetieren könnten, wäre bloß eine weitere, letzte Niederlage. Und umgekehrt: Nur eine durch bewusstes menschliches Handeln herbeigeführte Überwindung des Kapitalismus, also des wertförmigen Reichtums – und der von ihm konstituierten Subjektform – bietet überhaupt die Chance auf so etwas wie eine befreite postkapitalistische Gesellschaft. Sie müsste allerdings kommen, bevor der Wachstumszwang der Kapitalverwertung in Verbindung mit der Produktion des relativen Mehrwerts nur noch verbrannte Erde hinterlassen haben wird. Viel Zeit bleibt nicht.

Literatur

- HABERMAS, Jürgen: *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien*, Frankfurt 1978
- HEINRICH, Michael: *Untergang des Kapitalismus? Die ‚Krisis‘ und die Krise*, Streifzüge 1/1999
- HEINRICH, Michael: *Die Wissenschaft vom Wert*, 2. Aufl., Münster 1999a
- HEINRICH, Michael: *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*, 3. Auflage, Stuttgart 2005
- HORKHEIMER, Max / ADORNO, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt 1969
- HÜLLER, Knut: *Eine Aufwertung des Werts gegenüber dem Preis*, 2006, www.exit-online.org
- KURZ, Robert: *Die Krise des Tauscherts*, Marxistische Kritik 1, 1986, 7-48, s. a. www.exit-online.org
- KURZ, Robert: *Die Himmelfahrt des Geldes*, Krisis 16/17, 1995, 21-76, s. a. www.exit-online.org
- KURZ, Robert: *Das Weltkapital. Globalisierung und innere Schranken des warenproduzierenden Systems*, Berlin 2005
- KURZ, Robert: *Der Unwert des Unwissens. Verkürzte Wertkritik als Legitimationsideologie eines digitalen Neo-Kleinbürgertums*, EXIT! 5, 2008, 127-194, s. a. www.exit-online.org

- ISF: *Der Theoretiker ist der Wert. Eine ideologiekritische Skizze der Wert- und Krisentheorie der Krisis-Gruppe*, Freiburg 2000
- LOHOFF, Ernst: *Der Wert des Wissens. Grundlagen der Politische Ökonomie des Informationskapitalismus*, *Krisis* 31, 2007, 13-51
- POSTONE, Moishe: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*, Freiburg 2003; Amerikanisches Original: *Time, labor, and social domination*, Cambridge NY 1993
- RENTSCHLER, Frank: *Die kategoriale Abwesenheit des Geschlechts*, EXIT! Krise und Kritik der Warengesellschaft 3, 176-209 , Bad Honnef 2006
- RICARDO, David: *Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung*, Marburg 1994; Englisch Original: *On the principles of political economy and taxation*, 3. Aufl. 1821
- SCHOLZ, Roswitha: *Überflüssig sein und „Mittelschichtsangst“*, EXIT! Krise und Kritik der Warengesellschaft 5, 58-104 , Bad Honnef 2008
- TRENKLE, Norbert: WAS IST DER WERT? WAS SOLL DIE KRISE?, Streifzüge 3/1998